



Antje Rávic Strubel
Kältere Schichten der Luft
S. Fischer Verlag
Frankfurt a.M. 2007
ISBN 978-3-8270-0720-9

Textauszug
S. 7-15, 21-23, 28-32

[S. 7 – 15]:

Vom Licht wußten sie alles.

Sie kannten es in jeder Schattierung. Sie hatten gesehen, wie es den Himmel brüchig und zerrissen erscheinen ließ oder blauschwarz gewachst. Sie wußten, wie das Licht unter anschäumenden Wolken aussah, wie es schräg einfiel am Fjell, wie es die Felsen hoch oben am Wald und das dichte Unterholz traf. Sie wußten, wie flüchtig, wie trügerisch es war. Erstrahlte der See eben noch türkis bis zum Grund, lag er im nächsten Moment schon stumpf und geschlossen da wie Asphalt. Sie hatten gesehen, wie das Licht bei Regen Kiefern und Brombeerbüsche matt erscheinen ließ, sie hatten gesehen, wie es morgens um vier auf vom Steinschlag verwüsteten Straßen und mittags auf dem kurzgeschnittenen Rasen schwedischer Vorgärten war. Sie kannten es in von Hitze flirrendem Gelb, im grünlichen Schimmer des Abends, sie konnten sagen, wie es über dem Dach des Geräteschuppens an verhangenen Tagen aussah.

Sie wußten, wie sich Gesichter verändern, wenn grell das Licht auf sie fällt. Wer morgens aus den Zelten kam und zur Waschstelle ging, musste den Grasplatz überqueren, den sie aus dem Wald geschlagen hatten. Dort wurden die Gesichter stabil.

Sie wechselten vom milchigen Grau, der Farbe der Nacht, in eine herbe, geschliffene Bräune. Das wussten sie. Sie sahen es jeden Morgen.

Und später, wenn nur noch wenige Wolken am Himmel waren, bekam diese Bräune eine Schärfe, wie sie Gesichter nur hier, auf dieser Landspitze hatten. Es war brutal, wie die Sonne schien.

Keiner von ihnen hat über das Licht gesprochen.

Es gab andere Dinge zu bereden. Sie mußten sich um die Zeltwände kümmern, die im Sturm gerissen waren, die jetzt wie abgezogene Häute auf dem Rasen lagen und ausgebessert werden sollten. Sie hatten für Nachschub zu sorgen, für die Verpflegung, die jeden Sonnabend aus Berlin kam, sie telefonierten oft. Sie bestellten Kartoffeln und Kaffee nach, Grillkohle und Würstchen und Reis, und niemals vergaßen sie Obst, denn das Obst war in diesem Sommer in Schweden besonders teuer. Sie schickten die eintreffenden Jugendgruppen in festgelegter Reihenfolge auf die Seen, zuerst in den kleinen Stora Le und dann auf den windgepeitschten Foxen, sie gaben kopierte Outdoor-Kochbücher an die Teamer aus, damit die wußten, wie viele Bohnenbüchsen abends in die Chilli-Pfanne kamen. Im Küchenzelt wurden Verpflegungstonnen für eine Woche gepackt.

Sie erklärten, wie man über offenem Feuer kocht und gaben unten am Steg die Boote aus. Es waren schmale Kanus für zwei Personen aus hellgrauem Leichtmetall. Der Ghettoblaster lief den ganzen Tag.

Sie lebten wurzellos. Zeitentoben. Sie waren in eine unbekannte Gegend gekommen, in ein anderes Land, in eine fremde Region, in der sie nur das waren, was sie den Sommer über hier jeden Tag machten; sie waren Kanuscouts, sie bauten Tipis, sammelten Beeren, sie brieten Lachse und schwammen im See. Für sie war es, als schlosse sich das jetzige Leben ihrem früheren nicht mehr an, ein paar Blessuren und abstrakte Betrachtungen ausgenommen. *Retrokacke*, wie jemand am Lagerfeuer sagte.

Es gab wenig Abwechslung. Jedes Gerücht bauschten sie auf. Und wenn die Gerüchte zu versiegen schienen, dachten sie sich neue aus, oder sie reicherten die alten mit neuen Fakten an, und es war unmöglich, herauszufinden, was an diesem Gerede stimmte. Sie hatten sich daran gewöhnt. Niemand störte es, wenn Svenja, die Campchefin, über Ralf lästerte. Als er sich einen Jagdschein ausstellen ließ, sagte sie, sie sei sicher, er hätte in seinem Leben auch schon *Menschen vor der Knarre* gehabt. Man fragte sich allerdings hinter vorgehaltener Hand, *wie Ralf da mit einer wie Svenja überhaupt klar kommt*.

Sie lebten wurzellos, sie versuchten, das Beste daraus zu machen.

Eines Morgens lief ein Mädchen allein über den Strand.

Das Mädchen stieg zwischen den Booten durch, ihr Kleid wehte. Es war ein helles Kleid, niemand trug hier Kleider. Im Camp trugen sie Goretex-Sandalen und graue oder beige Funktionshosen mit Reißverschlüssen auf Höhe der Oberschenkel. Wenn es warm wurde, nahmen sie mit einem Griff die Hosenbeine ab.

Das Mädchen lief über den Steg, sie bewegte sich trunken. Sie lief, ohne innezuhalten oder das Kleid abzulegen, sie lief über die Kante des Stegs hinaus und stürzte ins Wasser.

Bei den Booten waren sie vom Klatschen des Körpers aufgeschreckt. Sie sahen hinüber. Der See war glatt. Dann tauchte das Mädchen neben einer Boie auf, ihr Haar klebte am Kopf. Sie schwamm langsam zurück. Die anderen verloren das Interesse. Sie kehrten zu ihren Plänen auf Klemmblöcken zurück und schrieben die Nummern der Boote auf, die heute rausgehen würden. Vor Monaten hatten sie festgelegt, daß das Baden an der Bootsanlegestelle verboten war. Jetzt taten sie, als ginge sie der Vorfall nichts an.

Das Mädchen stieg langsam an Land. Sie kam das Ufer hinauf. Das Wasser, das ihr übers Gesicht rann, schien sie nicht zu spüren.

In der Nähe der Kiefern blieb sie stehen.

„Schmoll“, sagte sie und wandte sich zu mir um. „Sie sind ein kluger Junge. Sie haben die ganze Zeit gut aufgepaßt.“ Sie schaute nach rechts, wo die Badestelle lag, von Himbeerbüschen und Sanddorn nahezu verdeckt, und ich sah, daß sie kein Mädchen mehr war. „Sie können mir doch bestimmt sagen, wo hier Handtücher sind.“

Ich war zufällig in der Nähe, als sie ans Ufer kam. Ich war nicht bei den Booten, ich stand etwas abseits vom Steg, jetzt bewegte ich mich, als hätte ich stundenlang in derselben Haltung verharret.

„Ich heiße nicht Schmoll“, sagte ich. „Und ich bin kein Junge.“

Sie legte den Kopf zur Seite, um mich zu betrachten. Ihre Brauen waren dunkel vom Wasser in einem sehr blassen Gesicht.

„Handtücher sind bei der Ausrüstung nicht vorgesehen“, sagte ich.

Der See war ruhig an diesem Morgen, weiter draußen trieben Seevögel. Graureiher. Schwäne. Die anderen mußten inzwischen mit den Booten fertig sein. Als ich gehen wollte, versperrte sie mir den Weg.

„Ich will nur was nachgucken“, sagte sie und kam näher. Ihre Haut war weiß. Ein Weiß, das an das leuchtende, glattgeschliffene Holz erinnerte, das man manchmal an Wildstränden fand. Ihre Zehen streiften kurz über den Sand. Sie wollte meinen nackten Fuß berühren, verfehlte ihn aber und strauchelte.

Sie wäre gefallen, hätte ich sie nicht gehalten.

Sie legte mir die Arme um den Hals. Ich roch ihre nassen Haare.

Es war früher Morgen, der Sand war noch kühl, die Schatten fielen lang. Gegen Mittag würde es heiß werden, bis dahin mußten alle Boote umgekippt und verzeichnet sein, niemand wollte unten am baumlosen Strand bleiben in der Hitze, die von den glitzernden Aluminiumbäuchen der Boote doppelt zurückgeworfen werden würde.

Wir standen wie auf einer Werbetafel am Bahnhof Zoo. Auf einem dieser Hochglanzbilder. Anschmiegsame Mädchen, klein, in kräftige Schultern gekuschelt, und selbstsichere Jungs. Jungs, die auf ihr Mädchen und den KuDamm hinuntersahen. Wir waren in dieses Bild eingepaßt.

„Alles in Ordnung?“ sagte ich.

Sie preßte sich an mich. Für die anderen bei den Booten mußte es aussehen, als wolle ich ihr das Kleid abstreifen, den Stoff langsam über die Oberschenkel hochschieben, die Vorstellung mußte entstehen, wie nackt sie dann wäre, ihre Hüfte, ihr Hintern, wie ich sie halten würde im Sand, am Ufer, dort, wo die Badestelle war, hinter den Büschen verborgen.

Ihr Körper pulsierte, die Haut unter der Nässe war glühend.

„Sehen Sie“, sagte sie mir ins Ohr. „Ich habe Sie endlich gefunden. Ich wußte es.“

Gleich darauf ließ sie mich los. Sie holte ihr Handtuch, das bei den Kiefern lag, und lief über den Sand in Richtung Straße. Sie lief schnell, sie drehte sich nicht um. Ihre Beine waren schlaksig unter dem Kleid, das ein Kinderkleid war, eines für sehr junge Mädchen. Ich war nicht sicher. Ich sah ihr nach, und als niemand bei den Booten auf sie achtete, rief ich: „Hey! Wollen Sie sich nicht erstmal trockenlegen und dann mit uns frühstücken? Es gibt Brötchen!“

Sie reagierte nicht, sie erreichte die Straße. Trotz ihres nassen Kleides wendete sie sich unbekümmert nach links, wo die Straße eine Biegung machte.

Ich ging hinüber zu den anderen. Sie zogen ein paar Boote aus dem Wasser und kippten sie bauchoben auf den Strand. Langsam wurde es wärmer.

Später, im Waschraum, sah ich in den Spiegel. Ich trug Jeans und eine helle Bluse, unisex, wie es bei Outdoor-Kleidung üblich war. Ich war kräftig und schlank, ich war braun wie alle, meine Haare hatten diesen strohigen, verwaschenen Schliff vom Schwimmen im See, ich lebte seit vier Wochen draußen. Die Narbe an der Augenbraue das einzige, was mich von den anderen unterschied.

Ich ging wieder hinaus in die Sonne, wo sie mit Hobeln beschäftigt waren. Sie hatten vor, ein Tipi zu bauen aus glatten, geschliffenen Stämmen und kamen gut voran. Die Rinde gab in weichen langen Spänen nach, sie wußten, wie man mit leichtem Druck die oberen Schichten entfernt, ohne das Holz zu verletzen. Sie hatten das schon oft gemacht. Zwei meterhohe Tipis standen fertig mit Zelthaut umschlungen am Waldrand im Gras.

Ich machte ein bißchen mit. Ich fing oben bei den Spitzen an. Heimlich beobachtete ich die Männer und fand, daß nichts an ihnen mir glich.

Gegen Mittag kam der Verpflegungsnachschub an, ein Kleinlastwagen drehte hupend eine Runde durchs Camp. Der übermüdete Fahrer parkte auf den ausgefahrenen Spuren, die von der Straße zum Grasplatz führten. Er war in der Nacht in Berlin aufgebrochen, jetzt verlangte er mit fiebrigen Augen ein Bett.

Hey, Marco, wo sind die Listen? Und die Grillkohle? Haben die Idioten in Berlin das wieder vergessen? Grillen steht bei den Kids im Programm, warum kapiert das keiner?

Das kapiert keiner, weil das keinen interessiert. Das sind Kids, verstehste, die machen nicht gleich ´n Lageraufstand, wenn se nicht haargenau das kriegen, wofür ihre Alten bezahlt haben.

Arschlöcher.

Guckt mal hinterm Beifahrersitz nach, selber Arschlöcher.

Marco zwängte sich zwischen den Wäscheleinen durch und verschwand im Haus. Das Haus, ein Schuppen aus dünnen Holzbrettern, war mit drei Fenstern versehen worden, man hörte jedes Geräusch.

Jetzt macht nicht so 'n Streß, Leute, rief Marco aus dem unteren Fenster. Wir müssen doch zusammenhalten, wo wir schon hier gelandet sind.

Keiner nickte. Hätten sie genickt, hätten sie zugegeben, daß sie hier gestrandet waren, und das wäre einer Kapitulation gleichgekommen, dem Eingeständnis, daß dieser Zustand dauerhaft sein würde.

Draußen begannen sie Kisten auszuladen, sie schlepten sie hinüber ins Küchenzelt, in dem Svenja mit dem Vorbereiten der blauen Tonnen beschäftigt war. Riesige Käseballen wurden halbiert, die Hälften kamen in je eine Tonne zusammen mit Salamis und Büchsenbohnen und Brot. In den Tonnen würden die Lebensmittel vor Feuchtigkeit geschützt sein, wenn die Jugendgruppen sie später mit auf ihre Kanu-Touren nahmen.

Freitagmittag trafen sich alle im Küchenzelt. Vielleicht war es die Sehnsucht nach frischem Obst, die sie hertrieb. Das Essen wurde gegen Ende der Woche eintönig. Oder es lag am Geruch, der in den gepackten Tonnen entstand, es roch nach Gemüse, Butter und Speck und ein bißchen nach Plastik. Der Geruch war die einzige Erinnerung daran, wie es draußen, unterwegs auf den Seen war, wo sie lieber gewesen wären. Aber das Camp war unterbesetzt, und sie waren zu wenige, um dem Ansturm der wöchentlichen Busladungen gewachsen zu sein, oft brannten die Lichter die ganze Nacht.

Als ich aufstand, um hinaus zu gehen und mir mit dem Wasserschlauch Schweiß und Schmutz vom Gesicht zu spülen, sah ich die Frau auf der anderen Seite des Zufahrtweges. Sie saß mit dem Rücken an eine Kiefer gelehnt. Die Beine hatte sie angewinkelt, den Kopf zur Seite geneigt, ihr Gesicht lag im Schatten. Sie trug jetzt ein anderes Kleid, es war blau. Reglos saß sie am Baum. Ihre Arme hingen herab. Die rechte Hand war leicht in meine Richtung geöffnet, als wollte sie etwas präsentieren, als böte sie mir das Gras und die Erde und die Kiefernwurzeln an. Die Augen schien sie geschlossen zu haben. Jedenfalls reagierte sie nicht, obwohl ich lange zu ihr hinsah.

Ich dachte an die Heftigkeit, mit der sie sich am Ufer an mich gedrückt hatte. An den glühenden Körper. An das Weiß ihrer Haut, das zu dieser Glut in seltsamem Widerspruch stand. Ich dachte an meine idiotische Antwort. Und dann fiel mir ein, daß auch sie innerlich zurückweichen würde, wenn ich jetzt hinüberginge und sie unvermittelt berührte. Sie würde hochschrecken, sobald sie mich spürte, und die Augen öffnen, die mir ruhelos vorgekommen waren und tragisch. Vielleicht war dieser Eindruck auch nur durch das Licht entstanden. Grüne Punkte lagerten in einer Iris von ansonsten klarem Braun.

Ralf war mir nachgelaufen. Er nahm mir den Gartenschlauch ab und tauchte sein Gesicht in den Strahl. „Ganz schön hektisch heute die Chose, was?“ Das Wasser rann ihm ins Hemd. „Paß mal auf. Ich helf dir beim Verteilen der Schwimmwesten. Da kannst zwischendurch auch mal ne Pause machen.“

„Ist schon in Ordnung, ich komm klar. Wirklich.“

„Jeder die Hälfte“, sagte Ralf. „Wir sind doch ein Team, oder nicht.“ Er legte seinen Arm um mich, packte meine Schulter und zog mich fest zu sich heran. Dann sah er zum Wald. „Wer ist das?“

„Wer?“

„Glottz die, oder was. Ich werd ihr mal sagen, das ist *privat*, hier gibts nichts zu glotzen.“

(...)

[S. 21-23]:

Ich war raus aus Halberstadt, raus aus dem niederdrückenden Kneipen-Horizont, der aufgehellten Gotik und den paar grell übermalten Neubaublocks, raus aus den Doppelhaushälften und einer Antragsbürokratie, in der immer jemand fragte, was ich machte und wer ich war, raus aus dem ganzen Abriß. Und wer war ich denn schon: weggezogen von zu Hause, ein Fernstudium nicht abgeschlossen, als Beleuchterin an einer heruntergekommenen Bühne andere ins Licht gesetzt. Ich hatte ein paar Artikel geschrieben, ein paar mal im Lokalblatt den Mund aufgemacht, was wirkungslos blieb und auch nicht wirklich kritisch war, jedenfalls waren die Glatzmänner, wie meine Brüder sie nannten, danach nicht von den Straßen verschwunden.

Meine Brüder waren an mir vorbeigezogen. Sie machten Vertreterjobs, der eine fuhr zusätzlich nachts Zeitungen aus. Ich beneidete sie nicht und wußte doch, daß meine Flucht in ihren Augen ein Versagen war.

Ich mochte es hier. Ich mochte die Konzentration. Die Ruhe, die über dem Grasplatz lag, in der ich keine Anstrengung spürte, obwohl ich arbeiten mußte und der Ton ruppig war.

Ich mochte diesen Sommer in Schweden. Diese mit Holz- und Erdgerüchen aufgeladene Luft. Ich mochte den flach gestreckten Himmel, der entlang einer gezackten Linie auf den Baumspitzen am Wald auflag. Ich mochte die harschen, abrupten Schatten, in die man tauchte, wenn man eine der tannengesäumten Straßen nahm. Von fern wirkte der Asphalt wie rötlicher Samt. Ich mochte die Stille über den Orten und die Gelassenheit. Die Menschen schienen ausgeruht, als trieben sie selbstvergessen mit den Tagen dahin, und sie besaßen doch

jene Aufmerksamkeit, die entstehen kann, wenn man großzügig etwas Kostbares verbraucht. Ende August war hier der Sommer vorbei. Bis zur Monatsmitte würde es abends noch länger hell sein als in Halberstadt. Es dunkelte dezent an den Rändern. Aber das täuschte niemanden über die bevorstehende, rapide Veränderung in den nächsten Wochen hinweg, über diesen Sturz der Nachmittage in die Nacht.

Nur manchmal, wenn es so still wurde, daß das Licht sich an der Stille zu entzünden schien, war es, als ob ein Schwelbrand alles versengte. Es gab Bewußtlose in greller Sonne. Rote überhitzte Gesichter nach zuviel Bier. Schlaffe Körper auf Kinderspielplätzen. Zusammengesunkene vor Kiosks, im Park.

Man pöbelte nicht. Es gab keine Gewalt. Die Menschen knickten lautlos weg. Sie strauchelten auf dem Heimweg, sie torkelten, sie schlugen hin, sie prallten gegen Lastwagen, sie fielen vom Rad. Seltsame Unglücksfälle traten im Sommer häufig auf; man hing im Elektrozaun, man fuhr sich ein Rasenmähermesser ins Bein, die Kette schnellte von einer Motorsäge und zerschlug ein Gesicht, immer wieder kippte jemand betrunken in den See und ertrank.

(...)

[S. 28 – 32]:

An einem der nächsten Tage war sie wieder aufgetaucht, diese Frau, an die ich zwischendurch nicht mehr gedacht, die ich schon fast vergessen hatte.

Es war windig. Sie stand neben dem Holzlagerplatz und fragte einen der Jugendlichen nach Schmoll. Sie fragte unnötig laut, und ich ließ die restlichen Paddel unsortiert stehen. Ich lief schnell aus dem Schuppen und winkte ihr zu, um zu verhindern, daß das ganze Camp sie hörte.

„Meine Lieblingsjahreszeit“, sagte sie, als sie näherkam. „Frühling.“

„Es ist Juli.“

„Abends und morgens ist es Frühling, weil es nördlicher ist.“ Sie nickte nachdenklich wie nach einer weisen Verkündigung. „Und schön ist es hier“, sagte sie dann. „Der See, diese Luft, die Sonne, ich dachte, daß es hier viele Mücken gibt, aber nichts, gucken Sie, meine Arme, die Beine, nicht ein Stich.“

„Das ist ein Klischee. Das mit den Mücken haben schwedische Politiker in die Welt gesetzt, weil sie nicht wollen, daß ihr Land überfremdet. Sie können froh sein, daß Sie nicht nach Finnland gefahren sind.“

„Finnland“, sagte sie. „Was soll ich denn in Finnland?“

„Paddeln, Arbeiten, dasselbe, was Sie hier machen. Da werden dreißig Mückenschwärme pro Kopf gezählt.“

„Finnland liegt zu nördlich, um frühlingshaft zu sein“, stellte sie fest.

„Sollen wir was trinken? Es ist zwar noch früh, aber ich mach Schluß für heute, und wir trinken was.“

„Ich habe gar keinen Durst.“

„Das macht nichts“, sagte ich. „Ich biete Ihnen auch nur etwas an, um Zeit zu gewinnen, damit Sie mich währenddessen darüber aufklären können, mit wem ich verwechselt werde.“

„Sie glauben, ich würde Sie verwechseln?“

„Nicht, wenn *Sie* jedem zweiten um den Hals fallen.“

Sie lachte, ein helles Lachen.

„Sind Sie mit den anderen gekommen?“

„Die anderen? Welche anderen?“

„Na, Sabine, die Halbindianerin, Wilfried, Ralf –“

„Ich glaube nicht“, sagte sie. „Ist das wichtig?“ Wir gingen hinüber zum Grasplatz, das Licht war blaß, es würde bald regnen.

„Sie sind nicht mit dem Kleinbus gekommen?“ Sie hatte hochhackige geschnürte Ledersandalen an, über die sicher schon geredet wurde. „Mit dem kommen die meisten Nachzügler.“

„Das ist doch nicht wichtig!“

„Na gut. Aber wo wir schon Beckenkontakt hatten, könnten wir uns wenigstens duzen. Oder ist das auch nicht wichtig?“

„Doch.“ Sie lachte. „Machen Sie das, wenn Sie wollen, ich mag Sie. Ich mag Ihre Stimme, wußten Sie das, und Ihre Stirn, und ich mag, wie Sie vor mir stehen, Sie haben zum Beispiel nie die Hände in den Taschen und Sie sehen jeden an und stellen ständig irgendwelche Fragen, und Sie sind so spillerig, das mag ich auch, und wie Sie mir am Ufer zugesehen haben. Aber ich duze Sie nicht.“

Ich hatte mit einer Hand in der Hosentasche da gestanden, und zog sie jetzt so unauffällig wie möglich heraus. Sie redete weiter, sie redete schnell und ununterbrochen, daß es hier zu wenig Blumen gäbe, keine Himmelsschlüsselchen, kein Rhododendron, nur kurzgeschnittenes Gras, sie verschluckte sich, und warum man die Wiese nicht einfach wachsen ließe. Sie strich

sich das Haar aus dem Gesicht, sie berührte meinen Arm. An ihrem Handgelenk trat der Knochen hervor.

Und dann sagte sie etwas wie: „Sie sind doch Schmoll“ oder: „Sie sind ein Troll“ oder auch: „Sie sind ja toll!“, was aber unter dem einsetzenden Sturm, dem Krachen der Planen, die noch nicht verzurrt waren und gegen die Zeltgestänge schlugen, nicht zu verstehen war. Jugendliche rannten über den Platz, im Küchenzelt ging das Licht an, jeder hatte plötzlich irgendetwas zu tun.

„Und was machst du in dieser Einöde“, sagte ich, wir saßen nebeneinander auf einer Bierbank im Teamerzelt, während draußen das Gewitter den Grasplatz überschwemmte. „Suchst du auch das Glück?“ Ich duzte sie jetzt, sie schien das nicht zu stören. Sie sagte ernst: „Was wollen Sie denn hören?“

„Die Wahrheit.“

Hinten im Zelt warf Ralf den Kanonenofen an. Es begann nach Asche zu riechen und nach dem Öl des Holanzünders.

„Und dann“, sagte sie. „Was kommt dann?“

„Nichts als die Wahrheit.“

„Nein. Dann gehen wir zusammen essen. Und wenn Sie dann alles von mir wissen, wissen Sie natürlich, was ich am liebsten mag und das besorgen Sie mir dann auch, Sie bemühen sich ja, es mir recht zu machen, und wenn ich dann einmal etwas anderes will, etwas, das dem, was Sie von mir wissen, nicht entspricht, dann sind Sie beleidigt, weil Sie denken, das sei ein Affront und ich liebe sie nicht. Ich will aber nicht, daß Sie bei jedem Schulterzucken schon wissen, wie es mir geht!“ Sie lehnte sich triumphierend zurück.

Ich sagte: „Das ist ja interessant.“ Dann wurde das Gespräch durch einen krachenden Einschlag des Gewitters unterbrochen.

„Wenn du mir die Wahrheit nicht erzählen willst, dann sollten wir es vielleicht wie die Schweden machen. Reden wir übers Wetter. Die Schweden sind darin fast so gut wie die Engländer.“

„Ja!“ rief sie. „Und über Libellen! Und Sturzfluten, Schlüsselblumen, Schafgarbe, Schotter, was gibt's noch mit Sch? Und darüber, wie aufregend ein Gewitter ist und wie schnell man paddelt; die ganze Zeit mit Gegenwind.“

„Darüber reden die Jungs hier ständig“, sagte ich.

„Natürlich. Aber sie tun es immer nur auf die gleiche Weise.“ Sie hatte die Füße auf die Bank gezogen, das Kinn legte sie auf die Knie, sie war dünn, sie schaffte das ohne Probleme.

Sie konnte Mitte Dreißig sein, aber das war schwer zu schätzen. Ihre Haare waren mit einer Samtschleife zusammengebunden.

„Langweilen Sie sich?“ Sie faßte nach meinem Arm. „Bitte, ich möchte nicht, daß Sie sich langweilen.“

Ralf hatte den Kanonenofen jetzt angeheizt. Im Vorbeigehen legte er eine Decke neben mich und klopfte mir auf die Hand. Er sah erst mich an und dann sie und brachte uns zwei Tassen Tee mit Rum, sie lächelte. Ein verschwörerisches Lächeln. Ich wußte nicht, wem es galt, ihm oder mir oder einer Person im Hintergrund, im Zelt war es halbdunkel.

Draußen rief jemand durch den Sturm, wo Marco denn bliebe, das ganze Zeug würde doch, *verdammte Scheiße hier*, aufweichen, ich hatte vergessen, wie lange wir hier schon saßen.

„Falls du noch Fragen hast“, sagte ich. „Ich bin Anja.“

Sie sah mich über den Tassenrand hinweg an.

„Nein“, sagte sie. „Das glaube ich nicht.“

Ich lachte.

Sie starrte in den Becher, stellte ihn auf den Tisch, sah kurz zu den anderen hinüber, gab ihre Beine frei und stand auf.

„Meine Tasse ist leer. - Ich muß gehen!“

Es regnete noch immer. Im Zelt war es kühl. Ich hielt sie nicht zurück.

(...)